

AUSSTELLUNG

Trockene Pipelines, leere Tanker | Wie geht es weiter ohne Öl?

Kaye Geipel

Eine Stuttgarter Ausstellung – in Verbindung mit der aktuellen Ausgabe von Arch+ konzipiert – zeigt, wie die Stadt ohne fossile Brennstoffe aussehen kann.

Wenn es bei einer Ausstellung um die drängende Zukunft der Stadt geht, dann geht es auch um die Frage der Anschaulichkeit. Wie lässt sich die Null-Energie-Stadt im Modell darstellen? Ist nicht das griffigste Zukunftsmodell längst erfunden: das der Modelleisenbahn, das eine superrealistische Zwischenstadt mit einer futuristischen Infrastruktur zusammenbringt, bei der für jeden Bewohner die Bahn vor der eigenen Haustür abfährt und das Auto nicht mehr nötig ist? Die Macher der Ausstellung in der Galerie des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa) haben einen Titel gewählt, der zugespitzter und präziser ist als das, was unter den Stichworten „Eco-City“ oder „Green City“ zur Zeit im Umlauf ist. Die Ausstellungscrew – im wesentlichen die Arch+ Redaktion – geht jedenfalls aufs Ganze: Sie nagelt den letzten Tropfen Öl an die Wand und nennt ihr Konzept „Post-Oil City“.

Was wird aus der Stadt wenn das Öl weg ist? Über den genauen Zeitpunkt streiten sich die Experten. Sicher ist, dass die weltweiten Reserven dreimal

so schnell aufgebraucht wie neue erschlossen werden. Was passiert, wenn die Tanker bloß noch halbgefüllt über die Weltmeere kurven? Die Ausstellung dreht solche Endzeitperspektiven um und verweist darauf, dass Strategien zur Bewältigung bereits in utopischen Projekten der 60er und 70er Jahre vorgedacht wurden. Die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart leisten Texte aus Bruno Latours Konzept einer „Philosophie der Dinge“, in der alles mit allem verbunden und Teil einer gedehnten Vorstellung von Umwelt ist, die ständig weiter zu bearbeiten und zu gestalten ist. Dank systematischer Querverweise gelingt der Schau ein Spagat: In der Gegenüberstellung von alten „gescheiterten“ und neuen Projekten werden die möglichen Szenarien erst lesbar gemacht.

Ein Nachteil der Ausstellung liegt allerdings darin, dass die besonders eingängigen Projekte der Latour’schen Theorie allumfassender Bindungen nicht standhalten. So ist der New Yorker Hoch-Bahnpark „High-Line“ angesichts der enormen Immobilienspekulation kaum als progressive Transformation zu bezeichnen. Unverständlich auch, dass die aktuell größte PR-Luftblase aus dem Büro Foster, Masdar

City, an zwei Stellen kritiklos vorgestellt wird. Lediglich im Katalog zeigt das Interview mit Matthias Schuler von transsolar ansatzweise, wie zynisch der luxuriöse Plan die Lebenssituation der Zuträger von außen (Pendler etc.) ausblendet.

Den Auftakt der Ausstellung bildet ein großes Stadtmodell, das die chinesische Stadt Xiamen und die taiwanesishe Stadt Taichung miteinander verbindet – ein schönes, bunt leuchtendes Projekt von Raoul Bunschoten, bei dem die Besucher auf Knopfdruck den gutgemeinten smart grids folgen dürfen, die sich die Planer zuvor ausgedacht haben. Vor diesem Modell will man in die Knie gehen. Das, was Unterhalb der glitzernden Oberfläche zu sehen ist, gehorcht nur noch der systemischen Ordnung elektrischer Steckverbindungen: nicht viel mehr als zusammengesteckter Kabelsalat und doch eine besonders wirksame Metapher unsichtbarer städtischer Infrastruktur. Mit diesem verknäuelten Fond der städtischen Dinge, so wünscht man sich, könnten weitere Ausstellungen umgehen lernen.

ifa-Galerie Stuttgart | Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart | ► www.ifa.de | bis 20. März, Di–So 12–18, Do 12–20 Uhr | **ifa-Galerie Berlin** | 23. April bis 18. Juli | Der Katalog in Form der Ausgabe 196/197 von Arch+ kostet 19 Euro.

Blick unter das Stadtmodell „Taiwan Strait Inkubator“ von Chora und Raoul Bunschoten gemeinsam mit der Taichung Universität.
Foto: Kaye Geipel



AUSSTELLUNG

Zwischen Demokratie und Diktatur | Wien in den 1920ern und 30ern

Mit über 1800 Objekten auf 2000 Quadratmetern Ausstellungsfläche habe das Wien Museum eine „ans Gigantische grenzende Ausstellung“ vorgelegt, so Museumsdirektor und Ausstellungskurator Wolfgang Kos. Dies ist bei aller Unbescheidenheit nicht übertrieben: Für die Schau entwarf das Wiener Designbüro Bauer extra die Schrifttype „Reclame“, und angesichts der Vielfalt der Themen und Exponate gewährt das Museum eine 50-prozentige Ermäßigung auf den Zweitbesuch. „Kampf um die Stadt – Politik, Kunst und Alltag um 1930“ beleuchtet die Geschichte der Ersten Republik zwischen 1918 und 1938 aus den unterschiedlichsten alltags-, kultur-, sozial- und zeitgeschichtlichen Perspektiven. Dabei liegt ein Schwerpunkt auf der Zeit zwischen dem Justizpalastbrand (1927) und dem Bürgerkrieg im Februar 1934, den entscheidenden Jahren zwischen Demokratie und Diktatur, Aufbruch und Reaktion.

Wie die Weimarer Republik in Deutschland war auch die Erste Republik in Österreich von Anfang an politisch-ideologischen Anfeindungen ausgesetzt, die zusehends schroffer und unversöhnlicher ausgetragen wurden: Die Metropole Wien, nach dem Untergang der Doppelmonarchie überdimensionierte Hauptstadt einer Alpenrepublik, polarisierte in den 20er Jahren ähnlich wie Berlin. Die Straße wurde zum Kampfplatz: Politische Propaganda, Aufmärsche und gewalttätige Konflikte gehörten zum Alltag.

Glückliche Kinder und Großwohnanlagen

Die 20er Jahre markierten auch in Wien dank Elektrifizierung und Motorisierung den Beginn einer neuen, amerikanisch geprägten Konsum- und Massenkultur, doch hinter den Kulissen der Modernisierung zeigte sich das Bild einer schrumpfenden, von Fabriken und „Zinskasernen“ dominierten Stadt. Das änderte sich erst mit dem Wohnungsbauprogramm der Sozialdemokraten, die sich nach dem Zerbrechen der Koalition mit den Bürgerlichen auf Bundesebene ganz auf Wien – 1921 die einzige sozialistisch regierte Metropole Europas – konzentrierten. Unter ihnen wurde Wien zum international beachteten Modell einer sozialen Großstadt. Neben Sozialpolitik und Bildungsreform wurde der Bau menschenwürdiger Wohnungen zum Kernstück des Roten Wien.

Finanziert wurde das umfangreiche Programm über die von Finanzstadtrat Hugo Breitner 1923 eingeführten Landessteuern: Indirekte Abgaben, die vor

Straßenschlacht in Wien am 15. Juli 1927.
Foto: © ÖNB/Wien, Bildarchiv

allem auf den Luxuskonsum zielten und deren bekannteste die Wohnbausteuer war. Mit diesen zusätzlich zu den Bundessteuern erhobenen Wiener Landesabgaben kamen in wenigen Jahren eine Milliarde Schilling zusammen – zwischen 1922 und 1934 entstanden 65.000 Wohnungen mit Wohnraum für ungefähr 220.000 Bewohner. Kein Wunder, dass die Wiener Gemeindebauten zusammen mit einer auf Prävention ausgerichteten Sozial- und Gesundheitspolitik – ihr Hauptziel war es, die Säuglingssterblichkeit zu senken, Tuberkulose und weitere armutsbedingte Krankheiten zu bekämpfen – rasch zu einem zentralen Thema sozialdemokratischer Wahlkampffilme avancierten: Mit Bildern von glücklichen Kindern und Großwohnanlagen ließ sich perfekt der Mythos des Roten Wien und des „neuen Menschen“ transportieren.

Ein jähes Ende fand die Erfolgsgeschichte mit dem Beginn der Weltwirtschaftskrise und der zunehmenden Beschneidung der Steuerhoheit Wiens: Für die Christlichsozialen, deren Klientel massiv durch Steuern belastet war, wurde Hugo Breitner als jüdischer Ex-Bankier zur bevorzugten Zielscheibe; die Partei sorgte in der Bundesregierung ab 1929 dafür, dass der Wiener Anteil am Ertrag der Bundessteuern kontinuierlich zurückging, und die Austrofaschisten propagierten vehement das Einfamilienhaus als ideale Wohnform. Gerade in der Haltung zum Urbanen vertieften sich die weltanschaulichen Risse – Asphalt gegen Scholle, Großstadtkultur gegen Volkstumsideologie, Rotes Wien gegen schwarzes Alpenösterreich – kontinuierlich, was schließlich zu einem konservativen Kulturbruch führte.

Als sich um 1930 die politischen Gegensätze verschärften, verlor die Sozialdemokratie in der Auseinandersetzung mit dem bürgerlich-katholischen Rechtsblock sukzessive an Macht. Zwischen 1929 und 1932 verdreifachte sich die Arbeitslosenrate auf knapp 26 Prozent: Immer mehr Menschen waren in ihrer Existenz gefährdet. Dieses Klima der Hoffnungslosigkeit förderte die politische Radikalisierung. Ab 1930 erhielten die Nationalsozialisten auch in Österreich vermehrt Zulauf. *Jochen Paul*

Wien Museum im Künstlerhaus | Karlsplatz 5, 1010 Wien | ► www.wienmuseum.at | bis 28. März, Di–So 10–18, Do 10–21 Uhr | Der Katalog (Czerin-Verlag) kostet 34 Euro.

WER WO WAS WANN

Messerundgang SHK Essen | Über aktuelle Entwicklungen der technischen Gebäudeausrüstung informiert die Fachmesse für Sanitär, Heizung, Klima und erneuerbare Energien (SHK) vom 10. bis 13. März in Essen. Die Tageskarte kostet 15 Euro, ermäßigt 9,50 Euro. Speziell für Architekten bietet die DOCUgroup geführte Rundgänge zu den zehn bis zwölf wichtigsten Ausstellern an. Treffpunkt für die etwa dreistündige, kostenlose Führung ist der Messestand des Bauverlags in Halle 5 (Stand 304). Um Anmeldung wird gebeten ► www.architektenrundgang.de

Gottfried Böhm und das Saarland | Das Historische Museum Saar zeigt anlässlich von Gottfried Böhms 90. Geburtstag (Heft 4) Zeichnungen und Fotos seiner Bauten im Saarland. Die Ausstellung in Saarbrücken kann vom 7. bis 28. März besucht werden. Wolfgang Pehnt wird am 25. März um 19 Uhr einen Vortrag über das Werk des Architekten halten. ► www.historisches-museum.org

PPP | Die Zukunft des Public Private Partnership soll auf dem „10. Betriebswirtschaftlichen Symposium Bau“ diskutiert werden. Die von der Professur Betriebswirtschaft im Bauwesen organisierte Tagung findet vom 17. bis 19. März an der Bauhaus-Universität Weimar statt. Zwei Themenblöcke werden in Podiumsdiskussionen, Workshops und Einzelvorträgen beleuchtet: PPP im öffentlichen Hochbau und PPP in der Straßenverkehrsinfrastruktur. Die Teilnahmegebühr beträgt 475 Euro für einen Themenblock bzw. 690 Euro für beide. Für Interessenten aus öffentlichen Ämtern und Studenten gibt es Vergünstigungen. Anmeldungen bis 1. März auf ► www.symposium-bau.de

1 Vogelfreundlich | Hadi Teherani hat für den Gartenmöbel-Hersteller GARPA das moderne Heim für die Blaumeise entworfen. Das Luxus-Nisthaus „Baya“ kostet 580 Euro (680 Euro in der lackierten Ausführung). Es lässt sich einfach in den Boden stecken und soll nun endlich Vogelfreundlichkeit mit Designanspruch im eigenen Garten verbinden. ► www.garpa.de